

## Nachahmung – Ideal – Moral

### Zu einigen Aspekten in Bürgers ästhetischen Vorlesungen

Die Gleichgültigkeit, mit der unser philosophierendes Zeitalter auf die Spiele der Musen herabzusehen anfängt, scheint keine Gattung der Poesie empfindlicher zu treffen, als die *lyrische*. Der *dramatischen* Dichtkunst dient doch wenigstens die Einrichtung des gesellschaftlichen Lebens zu einigem Schutze, und der *erzählenden* erlaubt ihre freiere Form, sich dem Weltton mehr anzuschmiegen und den Geist der Zeit in sich aufzunehmen. Aber die jährlichen Almanache, die Gesellschaftsgesänge, die Musikliebhaberei unsrer Damen sind nur ein schwacher Damm gegen den Verfall der lyrischen Dichtkunst.<sup>1</sup>

Mit diesen Bemerkungen beginnt eine Abhandlung, die im Januar 1791 in der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* erschien. Ihr Verfasser wird nicht genannt, später stellt sich heraus, daß es sich um Friedrich Schiller handelt. Interessant an dieser Abhandlung ist nicht ihr unmittelbarer Anlaß, nämlich die Rezension der 1789 bei Dieterich in Göttingen in zwei Teilen erschienenen *Gedichte* Bürgers, sondern der mittelbare. Schiller stellt fest, daß „unser philosophierendes Zeitalter“, offenbar spricht er vom Zeitalter der Aufklärung, beginne, sich den Musen gegenüber gleichgültig zu verhalten. In dieser konstatierten „Gleichgültigkeit“ nun erblickt Schiller ein ernstzunehmendes Zeichen und fragt sich, welche Gründe dafür ausschlaggebend sein könnten. Zum einen, meint er, lebte man in „unpoetischen Tagen“,<sup>2</sup> zum anderen aber habe sich die Poesie der Zeit verweigert, d.h. sie habe es versäumt, „mit dem Zeitalter“<sup>3</sup> fortzuschreiten. Dabei sei, so Schiller, die Poesie gerade in diesen Tagen ein unbedingtes gesellschaftliches Erfordernis.

Bei der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unsrer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte notwendig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den *ganzen Menschen* in uns wieder herstellt. Sie allein kann das Schicksal abwenden, das traurigste, das dem philosophierenden Verstande widerfahren kann, über dem Fleiße des Forschens den Preis seiner Anstrengungen zu verlieren, und in einer abgezognen Vernunftwelt für die Freuden der wirklichen zu ersterben.<sup>4</sup>

---

<sup>1</sup> Schiller, Friedrich, *Über Bürgers Gedichte*, in: ders., *Werke und Briefe in zwölf Bänden*, hg. v. Otto Dann u.a. Bd. 8. Frankfurt/M. 1992, S. 972.

<sup>2</sup> Ebd.

<sup>3</sup> Ebd., S. 973.

<sup>4</sup> Ebd., S. 972f.

Schiller konstatiert also Veränderungen in der Gesellschaft im endenden 18. Jahrhundert, die depravierende Wirkungen in den Individuen zeitigten, d.h. die arbeitsteilige Entwicklung in der Gesellschaft habe mit Notwendigkeit den Verlust der Ganzheitlichkeit des Individuums zur Folge. Dem nun müsse die Poesie entgegenwirken, sie könne „die jugendlichblühende Hebe“ sein, „welche in Jovis Saal die unsterblichen Götter bedient“.<sup>5</sup> Um dies verwirklichen zu können, müsse sie sich aber dem Geist der Zeit stellen.

Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müßte sie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel sammeln, und mit idealisierender Kunst aus dem Jahrhundert selbst ein Muster für das Jahrhundert erschaffen.<sup>6</sup>

Dazu bedarf es nicht nur des dichterischen Talents, sondern vor allem der Bildung. Fehlt diese, „dürfte die Dichtkunst ihren veredelnden Einfluß auf das Jahrhundert verfehlen und jeder Fortschritt wissenschaftlicher Kultur wird nur die Zahl ihrer Bewunderer vermindern“.<sup>7</sup> Nur der „vollkommene Geist“ sei in der Lage, „das reife, das vollkommene“<sup>8</sup> Kunstwerk hervorzubringen. Diese Äußerungen Schillers korrespondieren in auffälliger Weise mit einer ganzen Reihe ästhetischer Selbstverständigungsversuche deutscher Autoren, die am Ende des 18. Jahrhunderts angestellt wurden. Erinnerung sei hier nur an Goethes Beschäftigung mit den Begriffen ‚Symbol‘ und ‚Allegorie‘, die ihm dazu dienen sollte, die ‚Inkommensurabilität‘ der Welt des ausgehenden 18. Jahrhunderts zumindest im ‚Gleichnis‘, in der ‚Idee‘ erfassen zu können. Oder aber an die jungen Stiftseleven in Tübingen, Hölderlin, Schelling und Hegel, die in dem fragmentarisch gebliebenen *Ältesten Systemprogramm des deutschen Idealismus* die Forderung an den Philosophen stellten, „ästhetische Kraft“ zu erwerben. „Ich bin nun überzeugt,“ heißt es da,

daß der höchste Akt der Vernunft, der, indem sie alle Ideen umfaßt, ein ästhetischer Akt ist, und daß Wahrheit und Güte, nur in der Schönheit verschwistert sind. Der Philosoph muß eben so viel ästhetische Kraft besitzen, als der Dichter. Die Menschen ohne ästhetischen Sinn sind unsre Buchstabenphilosophen. Die Philosophie des Geistes ist eine ästhetische Philosophie.<sup>9</sup>

Weitaus höher aber sei die Poesie einzuschätzen, „sie wird am Ende wieder, was sie am Anfang war *Lehrerin der Menschheit*; denn es gibt keine Philosophie, keine Geschichte mehr, die Dichtkunst allein wird alle übrigen Wissenschaften und Künste überleben“.<sup>10</sup>

<sup>5</sup> Ebd., S. 973.

<sup>6</sup> Ebd.

<sup>7</sup> Ebd.

<sup>8</sup> Ebd., S. 974.

<sup>9</sup> Entwurf (*Das älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus*), in: Hölderlin, Friedrich, *Sämtliche Werke*, hg. v. Friedrich Beißner. 8 Bde. Stuttgart 1946–1985, hier Bd. 4 (1961), S. 298.

<sup>10</sup> Ebd.

Schiller fragt sich in seiner Rezension, ob er diese hohen Forderungen, die er an die Poesie des endenden 18. Jahrhunderts stellt, auch Bürger abverlangen kann: „Aber darf wohl diesem Maßstab auch ein Dichter unterworfen werden, der sich ausdrücklich als ‚Volksänger‘ ankündigt und *Popularität* [...] zu seinem höchsten Gesetz macht?“ In diesem Zusammenhang muß Schiller konstatieren:

Unsre Welt ist die homerische nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meinen ungefähr *dieselbe* Stufe einnahmen, sich also leicht in derselben Schilderung erkennen, in denselben Gefühlen begegnen konnten. Jetzt ist zwischen der *Auswahl* einer Nation und der *Masse* derselben ein sehr großer Abstand sichtbar, wovon die Ursache zum Teil schon darin liegt, daß Aufklärung der Begriffe und sittliche Veredlung ein zusammenhängendes Ganze ausmachen, mit dessen Bruchstücken nichts gewonnen wird.<sup>11</sup>

Die Schwierigkeit des Dichters bestünde darin, „dem ekeln Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu sein“.<sup>12</sup> Schillers Rezept lautet: „glückliche Wahl des Stoffs und höchste Simplität in Behandlung desselben“.<sup>13</sup> Zumindest hinsichtlich der „Simplität“ seiner Entwürfe vermochte Bürger Schillers Anforderung Genüge zu leisten. Auch in der „Wahl des Stoffs“ war Bürger so unglücklich wohl nicht. Der springende Punkt in Schillers Kritik liegt vielmehr darin, daß er in Bürgers Gedichten die „Idealisierkunst“<sup>14</sup> vermißt. „Hr. B. *vermischt* sich nicht selten mit dem Volk, zu dem er sich nur herablassen sollte, und anstatt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, sich ihm gleich zu machen.“<sup>15</sup>

Letztlich erwartet Schiller von Bürger eine andere Ästhetik. Dessen poetologische Ansätze waren noch weitgehend von der aristotelischen Mimesis-Theorie geprägt. So schrieb er am 5. Januar 1778 an Boie:

Denn ich habe nun einmal meinen Eigensinn drauf gesetzt, alle mir höchstmögliche lebendige darstellende Krafft hineinzulegen. Denn das Nachbild der Kunst muß, wenn alles ist, wie es seyn *soll* und *kann*, die nehmlichen Eindrücke machen, wie das *Vorbild* der Natur. Du must das wilde Heer in meinem Liede eben so reiten, jagen, rufen, die Hunde eben so bellen, die Hörner eben so tönen und die Peitschen eben so knallen hören und bey allem dem Tumult eben so angegriffen werden, als wär's die Sache selbst.<sup>16</sup>

<sup>11</sup> Schiller, (wie Anm. 1), S. 975.

<sup>12</sup> Ebd., S. 976.

<sup>13</sup> Ebd.

<sup>14</sup> Ebd., S. 982.

<sup>15</sup> Ebd., S. 978. Hier deckt sich Schillers Meinung übrigens mit der des Gleim-Freundes Johann Peter Uz. Schlichtegroll vermerkt dazu in seinem *Nekrolog*: „So las er [Uz, H.-J. K.] z.B. *Bürgers* Gedichte, so wenig er ihm Phantasie absprach, nie eigentlich mit Beyfall, und alles das, was man seit *Bürger* Volksdichtung genannt hat, erhielt seinen Beyfall nicht, weil es zu oft unter die Würde des Dichters herabsänke.“ Vgl. *Nekrolog auf das Jahr 1796*. Gesammelt von Friedrich Schlichtegroll. Jg. 7. Bd. 1. Gotha 1799, S. 145.

<sup>16</sup> Zit. nach: *Briefe von und an Gottfried August Bürger*. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit. Aus dem Nachlasse Bürger's und anderen, meist handschriftlichen Quellen hg. v. Adolf Strodtmann. 4 Bde. Berlin 1874, hier Bd. 2, S. 202.

Aristoteles hatte bekanntermaßen versucht, die Dichtung gegen das platonische Verdikt zu rehabilitieren. Allerdings wurde sie, wie Heinz Schlaffer vermerkt, durch „kluge Verharmlosungen“ hinsichtlich von „Komposition und Wirkung [...] berechenbar und damit von Rhetorik ununterscheidbar gemacht“.<sup>17</sup> Bürger geriet, wie zu zeigen sein wird, durch die Anlehnung an das aristotelische Vorbild sogar in die Nähe eines platten Naturalismus.

Schiller hingegen erwartete von ihm, daß er sich zum Erzieher seines Volkes aufschwingt, daß er im Sinne einer ästhetischen Erziehung wirksam wird. „Wenn indessen irgend einer von unsern Dichtern es wert ist, sich selbst zu vollenden, um etwas vollendetes zu leisten, so ist es Hr. Bürger.“<sup>18</sup> Damit aber verkannte Schiller Bürgers Talente völlig. Genau dies wollte und konnte der Dichter Bürger nicht leisten. Seine kläglichen Bemühungen, an den Gedichten im Sinne der Forderungen Schillers zu feilen, machen dies überaus deutlich. Walter Müller-Seidel vermerkt dazu:

Schiller [...] dachte in seiner Abhandlung über Bürger an einen Dichter, der dem philosophierenden Zeitalter gewachsen ist. Dieser Dichter ist Bürger nie gewesen, und natürlich ist ihm nicht zum Vorwurf zu machen, daß er es nicht war.<sup>19</sup>

Dem ist beizupflichten. Fraglich allerdings erscheint Müller-Seidels Feststellung:

Schon von seiner geistigen Persönlichkeit her war er [Bürger, H.-J. K.] wenig aufgeschlossen für den Geist der Zeit, in dem sich am Ende des Jahrhunderts der Geist der kritischen Philosophie zu Wort meldete.<sup>20</sup>

Bürgers Briefwechsel zeugt durchaus davon, daß er um poetische Selbstverständigung rang, daß er sich theoretisch sehr wohl zu artikulieren wußte, daß er sich auskannte in den philosophischen und ästhetischen Diskursen seiner Zeit. Auch seine theoretischen Arbeiten, etwa *Aus Daniel Wunderlichs Buch*, machen das deutlich. Freilich war Bürger auch eine Persönlichkeit, die sich zwischen höchstem Anspruch, der zuweilen hybride Züge trug, und tiefstem Mißtrauen gegenüber dem eigenen Leistungsvermögen bewegte. So schreibt er am 6. Februar 1772 an H.:

Gedichte, mein liebster [...], die Sie von mir verlangen, wollt' ich Ihnen gerne schicken, wenn ich nur Fähigkeit und Muße hätte, etwas zu verfertigen, das des Schickens wehrt wäre. Ich thäte wohl besser, wenn ich alles Vermachen ganz und gar einstellte, denn ich bin wirklich zu kraflos, mich nur denen vom zweyten Range unter uns nachzuschwingen. Ich fühle – wie Lessing an einem Orte der Dramaturgie sagt – ich fühle nicht die lebendige Quelle in mir, die

<sup>17</sup> Schlaffer, Heinz, *Poesie und Wissen*. Die Entstehung des ästhetischen Bewußtseins und der philologischen Erkenntnis. Frankfurt/M. 1990, S. 79.

<sup>18</sup> Schiller, (wie Anm. 1), S. 988.

<sup>19</sup> Müller-Seidel, Walter, Schillers Kontroverse mit Bürger und ihr geschichtlicher Sinn, in: *Formenwandel*. Festschrift zum 65. Geburtstag von Paul Böckmann. Hamburg 1964, S. 301.

<sup>20</sup> Ebd.

unaufhaltsam und von selbst hervorströmt, sondern ich muß jeden armseligen Tropfen erst mit großer Anstrengung heraufpumpen.<sup>21</sup>

Auch die allzusehnlich vorgenommenen Änderungen an seinen Gedichten, zu denen er sich angesichts der Rezension Schillers bemüßigt fühlte, die sich aber – in völliger Verkenntnis der Absichten Schillers – als „Verschlimmbesserungen“ erwiesen, zeigen diese Unentschiedenheit Bürgers hinsichtlich seiner dichterischen Talente.

Sicherheit, Souveränität und gewiß auch Lernfähigkeit vermitteln hingegen die Vorlesungen, die Bürger im Wintersemester 1784/85 aufnahm. Bereits zwei Jahre zuvor hatte er sich um ein Amt beim Preußenkönig Friedrich beworben und diesem in einem Brief vom 29. Juli 1782 seine Talente genannt:

Ich fühle mich zu jedem Amte, das mit Jurisprudenz, bon sens und allgemeiner Adresse verwaltet werden kann, tüchtig. Daß unser Vaterland mich als Dichter kennt und, wie es scheint, liebt und schätzt, kommt wohl hier nicht mit in Anschlag. Vielleicht aber mehr dieses, daß ich mich einiger älteren und neueren Sprachen, der Philosophie des Guten und Schönen und der edleren Geschichte beflissen habe. Wie glücklich, wenn mir Muße und Gelegenheit würde, in dieser letzten Sphäre etwas Gutes zu wirken!<sup>22</sup>

Aber der Staatsminister v. Zedlitz hatte gerade der dichterischen Talente Bürgers wegen Bedenken gegen eine Anstellung Bürgers. Dem Großkanzler v. Carmer schrieb v. Zedlitz am 15. November 1782:

[...] und da ich besonders darauf Bedacht nehme, alle Gelegenheit aus dem Wege zu räumen, daß die Jugend keinen frühen Hang zu der alle Seelenkraft und alle zu Geschäften erforderliche Thätigkeit untergrabenden Poeterei bekomme, so kann ich mit gutem Gewissen den Bürger, so sehr ich ihn auch schätze, in meinem Departement nicht versorgen [...].<sup>23</sup>

In Göttingen hatte Bürger mit einer Anstellung an der Universität mehr Glück – allerdings war diese unbesoldet. Boie berichtete er am 22. April 1784:

Ich bin willens, mich für die Zukunft lediglich den Wissenschaften und einem academischen Leben zu widmen. Ich habe mich dazu schon seit einigen Jahren, [...], vorbereitet und hoffe diese Vorbereitung demnächst in Göttingen binnen kurzer Zeit zu vollenden. Die Gegenstände, denen ich mich widme, sind Geschichte, sonderlich *deutsche* im weitesten Umfange, deutsches Staatsrecht und Statistik eingeschlossen, deutsche Litteratur und Sprache und überhaupt Philosophie des Guten und Schönen. Das Versmachen werde ich mit der zweiten Ausgabe meiner Gedichte und mit der Vollendung meiner Ilias ziemlich aufgeben.<sup>24</sup>

Bürger beginnt mit seinen Kollegs im Wintersemester 1784/85. Sie wurden folgendermaßen angekündigt:

Die Ästhetik wird Herr G. A. Bürger, welcher, nach niedergelegtem bisherigen Amte, sich hinfort lediglich den Wissenschaften und einem akademischen Leben zu widmen beschlossen hat, um 10 Uhr in 5 Stunden, und um 4 Uhr ebensooft eine Philosophie des Stils, besonders

<sup>21</sup> Zit. nach: Strodtmann, (wie Anm. 16), Bd. 1, S. 42.

<sup>22</sup> Ebd., Bd. 3, S. 81.

<sup>23</sup> Ebd., S. 103.

<sup>24</sup> Ebd., S. 131.

auf die deutsche Sprache angewendet, vortragen. In der Freitagsstunde, welche praktisch sein soll, wird er Aufsätze jeglicher Art, welche seine Zuhörer ihm beliebig vorlegen werden, gründlich zu beurteilen suchen.<sup>25</sup>

Bürger hat diese Kollegs bis zu seinem Tode, gelegentlich modifiziert, gehalten. Seine Veranstaltungen zur Ästhetik, auf die hier eingegangen werden soll, basierten zunächst auf Johann August Eberhards *Theorie der schönen Wissenschaften*, wurden am Ende der achtziger Jahre jedoch immer stärker durch Früchte der Kant-Studien Bürgers bereichert. Schon allein der spektakuläre Versuch, den Kant-Gegner Eberhard mit Kant in einer Kompilation der Werke beider in einem Kolleg zusammenzubringen, lohnte eine genauere Untersuchung. Sie kann hier nicht vorgenommen werden. Versucht wurde dies u.a. bereits in Christian Janentzky's Schrift *G. A. Bürgers Ästhetik* von 1909, deren Fazit allerdings die Bürgerforschung von diesem Gegenstand offenbar weitgehend abhielt. „Das *Resultat*“, so vermerkt Janentzky resümierend, „ist eben die durch möglichst eingehende Quellenforschung erwiesene starke *Unselbständigkeit* der *Bürgerschen Vorlesungen und ihre Wertlosigkeit in der Geschichte der ästhetischen Wissenschaft*.“<sup>26</sup> Auch in der „Poetik“ Bürgers sei „ein Bild von ähnlich trauriger Beschaffenheit“<sup>27</sup> zu verzeichnen. Dabei betont Janentzky, daß er an die Untersuchung mit der Voraussetzung herangegangen sei, daß der Dichter Bürger „auch auf dem Felde der Ästhetik, wenn nicht philosophischen Scharfsinn, so doch seine künstlerische Persönlichkeit voll zur Geltung gebracht habe“.<sup>28</sup> Doch dieses Vor-Urteil habe er korrigieren müssen.

Der Ästhetiker Bürger [...], der in Göttingen in schweren Jahren seines Lebens, zur Zeit eines körperlichen und auch geistigen Niederganges, abstrakte theoretische Systeme vorzutragen hatte, steht dem Dichter völlig fern; zwischen ihnen besteht keine Brücke.<sup>29</sup>

Dieses Verdikt, dem eine Darstellung vorangeht, in der streckenweise minutiös nachvollzogen wird, wo Bürger die Steine für seine Vorlesungen brach, eine Tatsache, die Bürger übrigens nie geleugnet hatte, zeitigte letztlich die Folge, daß eine ernsthafte wissenschaftliche Aufarbeitung der ästhetischen Vorlesungen Bürgers bislang nur am Rande erfolgte. Erste Ansätze dazu lassen sich erst 1963 bei Erhard John finden, der immerhin die hier interessierenden Fragen stellte:

Ist es ernstlich denkbar, daß Bürger isoliert von seiner künstlerischen Praxis kunsttheoretisch reflektiert? Soll man ihm jeden Versuch absprechen, in Jahren bestimmter Lebens- und Schaffenskrisen um theoretische Selbstverständigung zu ringen? Kann man den Nachlaßaufsatz *Rechnenschaft über die Veränderungen über die Nachtfeier der Venus* und die in ihm enthaltenen kritischen Worte über die ‚vornehmen Herren mit ihrer vornehmen Philosophie‘,

<sup>25</sup> Zit. nach: Bürger, Gottfried August, *Werke und Briefe*. Auswahl, hg. v. Wolfgang Friedrich. Leipzig 1958, S. 293.

<sup>26</sup> Janentzky, Christian, *G. A. Bürgers Ästhetik*. Berlin 1909, S. 239.

<sup>27</sup> Ebd.

<sup>28</sup> Ebd., S. 1f.

<sup>29</sup> Ebd., S. 246.

gegen deren ‚Silbenstecherei‘ und ‚blauen Dunst‘, die in der Ästhetik besonders häufig aufträten, als ein generelles Urteil Bürgers über die Ästhetik überhaupt ansehen?<sup>30</sup>

Etwa zwanzig Jahre später legte Hans-Jürgen Ketzer, offensichtlich angeregt von Erhard John, eine Dissertation unter dem Titel *Untersuchungen zur Herausbildung der ästhetischen Auffassungen Gottfried August Bürgers* vor, die sich das Ziel stellte, „Wandlungen in den ästhetischen Auffassungen Bürgers unter den sich verändernden Bedingungen bürgerlicher Emanzipation in ihrer Genesis“<sup>31</sup> zu erfassen. Diese Arbeit stellt erstmals Bürgers Ästhetik als eine „eigenständige und bedeutende theoretische Leistung“<sup>32</sup> heraus, bleibt jedoch noch zu stark dem Popularitätspostulat des frühen Bürger verhaftet. Ketzer verzichtet darauf, die Brüche, die sich zwischen der ästhetischen Theorie Bürgers und seiner poetischen Praxis aufzutun, nachzuweisen und damit offenkundig zu machen, daß Bürger theoretisch durchaus Schillers Position näher gerückt ist.

Damit ließ es die Bürgerforschung bislang bewenden, eine monographische Behandlung der ästhetischen Auffassungen Bürgers steht weiterhin aus. Dabei bieten gerade die ästhetischen Vorlesungen Bürgers genügend Ansatzpunkte, die auf Fragestellungen der ästhetischen Theorie im endenden 18. Jahrhundert verweisen.

Den Text der Vorlesungen hat Karl Reinhard 1825 in zwei Bänden herausgegeben. Es handele sich, wie Reinhard in der *Vorrede des Herausgebers* betont, um Vorlesungen, „welche *Bürger* vom Jahre 1784 an bis zu seinem Tode im Jahre 1794 auf der Universität zu Göttingen mit Beifall wiederholt, die er immerfort berichtigt und erweitert, und zuletzt fast ganz umgearbeitet hat“.<sup>33</sup> Leider ist uns damit lediglich die Fassung letzter Hand bekannt gemacht worden, ein Vergleich der Varianten, der wohl äußerst interessant wäre, kann nicht vorgenommen werden. Sicher ist es eine Übertreibung, wenn Reinhard das Manuskript Bürgers „als das erste und einzige, in welchem ein wahrhaft großer Dichter seine Kunst in ihrem ganzen Umfange theoretisch und systematisch behandelt hat“,<sup>34</sup> bezeichnet. Dazu ist der Text zu stark seinem Anlaß, Studenten in ästhetische Fragestellungen einzuführen, verpflichtet. Dennoch lassen Zitate, Zusammenstellung und eigene Hinzufügungen Bürgers Verallgemeinerungen, Bürgers Literaturverständnis betref-

<sup>30</sup> John, Erhard, Einige Bemerkungen zu G. A. Bürgers „Lehrbuch der Ästhetik“, in: *Weimarer Beiträge* (1963), Heft 1, S. 45.

<sup>31</sup> Ketzer, Hans-Jürgen, *Untersuchungen zur Herausbildung der ästhetischen Auffassungen Gottfried August Bürgers*. Ein Beitrag zur Geschichte der Erforschung der Kunstwirkung und der sozialen Wertorientierung durch Kunst. Leipzig, Karl-Marx-Universität, Phil. Diss. 1983 [Masch.], S. 5.

<sup>32</sup> Ebd., S. 73.

<sup>33</sup> Bürger, Gottfried August, *Lehrbuch der Ästhetik*, hg. v. Karl v. Reinhard. 2 Bde. Berlin 1825, hier Bd. 1, S. III. Eine kommentierte Ausgabe des *Lehrbuchs* hat Hans-Jürgen Ketzer 1994 herausgegeben; vgl. Bürger, Gottfried August, *Lehrbuch der Ästhetik*, neu hg., eingel. u. komm. v. Hans-Jürgen Ketzer. Berlin 1994.

<sup>34</sup> Bürger, *Lehrbuch*, (wie Anm. 33), S. III.

fend, durchaus zu. Übrigens verdankt die Bürgerforschung dem Herausgeber Reinhard noch den Text der weniger umfangreichen *Ästhetischen Schriften*<sup>35</sup> Bürgers.

Die Bekanntschaft und schließliche Freundschaft Bürgers mit Reinhard gestalteten sich anfangs nicht unproblematisch. Der etwa 20 Jahre jüngere Reinhard kam, möglicherweise durch Gleim vermittelt, 1792 nach Göttingen, wo er als Privatdozent Philosophie lehrte. Bürger vermutete zunächst einen unwillkommenen Konkurrenten um die Gunst des studentischen Publikums und arrangierte einen „malitiösen Streich“. August Wilhelm Schlegel berichtete er am 30. Juli 1792 darüber:

In Göttingen ist das meiste noch ziemlich auf dem alten Fuß, außer daß seit verwichenen Ostern ein gewisser Doctor aestheticus Namens *Karl Reinhard* hier angezogen ist, der mir die aesthetischen und stylistischen Brotkrumen auf der daran so ergiebigen Georgia Augusta vor dem Maule wegzuschneiden gedenkt. Ich habe ihm aber einen höchst malitiösen Streich gespielt, und Eines seiner Leiermatzlieder unmittelbar neben meiner Heloise im Mus.[en]Alm.[anach]. abdrucken lassen. Darob wirst du, wenn du den Mus.Alm. einst zusehen bekommst, dich nicht wenig gaudiren.<sup>36</sup>

Doch in dieser Vermutung täuschte sich Bürger gewaltig, denn der dilettierende Dichter Reinhard himmelte ihn offenbar geradezu an, was gelegentlich sogar komische Züge annahm, wenn Reinhard beispielsweise in der *Vorrede des Herausgebers* in der von ihm besorgten Ausgabe von *Gottfried August Bürger's sämtlichen Schriften* von 1796 bemerkt: „Auch die Fehler eines solchen Schriftstellers verdienen Achtung; oder sie hören vielmehr auf, Fehler zu seyn, durch sein Beispiel, das, wenn irgend ein anderes, gesetzgebend für die Sprache werden muß.“<sup>37</sup> Bürger jedenfalls hatte keinen Grund, diesen Konkurrenten, der letztlich keiner war, zu fürchten. Offensichtlich kam sogar eine Freundschaft mit ihm zustande.

Bürgers Vorlesungen zeigen, daß er sich theoretisch wohl darüber im klaren war, welche hohen Anforderungen dieses ausgehende 18. Jahrhundert an den Dichter stellte. So schrieb er am 14. Mai 1787 an Gotthelf Friedrich Oesfeld:

Geben Sie sich denn wohl noch mit der speculativen Philosophie ab? Und haben Sie Kants, des Gewaltigen, Schriften gelesen? Er ist von allen, die ich kenne, der erste und einzige, dessen Philosophie die Forderungen meiner Vernunft befriedigt hat. Seine Kritik der reinen Vernunft, mein tagtägliches Erbauungsbuch, ist das wichtigste, was je in diesem Fache geschrieben worden ist. Die hiesige hochtöbliche philosophische Facultät ist zwar anderer Meinung; das kommt aber daher, weil ein Mann wie Kant leicht dreyßig solcher philosophischen Facultäten zum Morgenbrot bey der Tasse Tee aufzuschlingen im Stande ist. Ich danke Gott für

<sup>35</sup> *Ästhetische Schriften von Gottfried August Bürger*. Ein Supplement zu allen Ausgaben von *Bürger's* Werken, hg. v. Karl v. Reinhard. Berlin 1832.

<sup>36</sup> Zit. nach: Strodtmann, (wie Anm. 16), Bd. 4, Berlin 1874, S. 210.

<sup>37</sup> Bürger, Gottfried August, *Sämtliche Schriften*, hg. v. Karl Reinhard. 4 Bde. Göttingen 1796–1802, hier Bd. 1 (1796), S. VIII.



diesen Mann, wie für einen Heiland, der die arme gefangene Vernunft endlich aus den unerträglichen Ketten dogmatischer Finsterniß glücklich erlöset hat.<sup>38</sup>

Dem Leipziger Philosophie-Professor Friedrich Gottlob Born berichtete er am 5. Februar 1788:

Dem Kantschen Systeme, so weit ich es verstehe, fehlt weiter nichts, als eine faßlichere Darstellung, um Alles, was bisher metaphysicirt worden ist, noch innerhalb dieses Jahrhunderts unter die Füße zu bringen. Wenn mich nicht meine überaus elende Gesundheit daran verhindert, so ist es mein redlicher Vorsatz, hiezu beyzutragen, was nur irgend in meinem Vermögen steht.<sup>39</sup>

Daß sich Bürger gewisser Unzulänglichkeiten seiner Dichtungen durchaus bewußt war, offenbart sein Briefwechsel. Erinnert sei hier nur an den Brief vom 9. Mai 1776 an Boie, wo er feststellt:

Hätte ich jetzt diejenige Muße, die ein Dichter haben muß, so dächte ich, daß ich mich der Unsterblichkeit meines Namens bemächtigen wollte. Denn das Meiste, was ich bisher producirt habe, hat nur den *Schein*, keinesweges das *Wesen*. Der *Schein muß* und *wird* mit der *Zeit*, so sehr er auch jetzt gleißet, abfallen, das *Wesen* aber bleibt ewiglich. Ach! wie viel *Schein* unsrer Musen-Producte wird Wind und Wetter noch wegfehen!<sup>40</sup>

Bürgers Vorlesungen zur Ästhetik, das ist anzunehmen, wurden von Hörern aller Fakultäten besucht. Sie waren also nicht gedacht als Spezialvorlesungen für angehende Kunsthistoriker oder Poeten. Bürger ergänzte sie durch Übungen, in denen sich die Teilnehmer über Fragen des Geschmacks o.ä. verständigen konnten. So teilt das Vorlesungsverzeichnis für das Sommersemester 1786 mit:

Auch wird derselbe [Bürger, H.-J. K.] Montag und Donnerstag um 5 Uhr Nachmittag, nach vorangeschickten allgemeinen Grundsätzen des Geschäftsstils, zu Ausarbeitungen in jeder beträchtlichen Art desselben anleiten; Dienstag und Freitag aber einer auserlesenen Anzahl fähiger Zuhörer, wenn sich solche findet, in ästhetisch-kritischen Aufsätzen über deutsche Werke des Geschmacks, oder merkwürdige Bruchstücke daraus, in gebundner sowohl als ungebundner Rede, zugleich auch in richtiger und schöner Deklamation derselben üben. Auch wird er zwischendurch sehr gern der Herren Zuhörer eigne selbstbeliebige Aufsätze dieser Art beurteilen, und darzu, wenn die Zeit nicht hinreichen sollte, allenfalls noch die Mittwochsstunde nehmen.<sup>41</sup>

In ähnlicher Weise wie Kant stellt Bürger eine anthropologische Frage in den Mittelpunkt seiner Lehrveranstaltungen. Er möchte „den Menschen vollständig nach seinem ganzen Wesen“ erfassen. „Denn der Mensch ist rückwärts die Quelle, und vorwärts das Ziel.“<sup>42</sup> Dabei stehen für ihn zwei Grundvoraussetzungen im Vordergrund, die er als „Principien alles unseres Leidens und Thuns“<sup>43</sup> versteht: Sinnlichkeit und Verstand. Die Sinnlichkeit befähige den Menschen, „durch Ein-

<sup>38</sup> Zit. nach: Strodtmann, (wie Anm. 16), Bd. 3, S. 185.

<sup>39</sup> Ebd.

<sup>40</sup> Ebd., Bd. 1, S. 308.

<sup>41</sup> Zit. nach: Bürger, *Werke und Briefe*, (wie Anm. 25), S. 294.

<sup>42</sup> Bürger, *Lehrbuch*, (wie Anm. 33), Bd. 1, S. 4.

<sup>43</sup> Ebd., S. 6.

drücke Vorstellungen von den Gegenständen zu empfangen“,<sup>44</sup> der Verstand hingegen „verwandelt das von der Sinnlichkeit, d.i. von Sinnen, Einbildungskraft und Gedächtniß Empfangene vermöge der ihm eigenen Selbstthätigkeit in Erkenntniß, und seine eigenthümlichen Operationen sind Begriffe, Urtheile und Schlüsse“.<sup>45</sup> Aber nicht nur der Verstand werde von den Sinneseindrücken angeregt, sondern auch das Gefühlsvermögen. Ganz im Gegensatz zu Alexander Gottlieb Baumgarten – und in Anlehnung an Kant – hebt Bürger diese – nicht erkenntnisvermittelnde – Seite der menschlichen Existenz hervor. „Es ist nichts anders, als das unmittelbare angenehme oder unangenehme Bewußtseyn des selbst eigenen Zustandes.“<sup>46</sup> Bürger polemisiert gegen die Baumgartensche Unterscheidung von oberen und unteren Erkenntnisvermögen. Dies sei eine hierarchische Trennung, mit der man so nicht operieren könne. „Gleichwohl“, sagt Bürger,

geht von den Sinnen und der Erfahrung alle unsere Erkenntniß aus, und auf sie kommt Alles zurück. Ohne Glieder und Organe, ohne Phantasie und Gedächtniß, hat der Verstand nichts, womit er sich beschäftige, die Vernunft nichts, worüber sie brüte, die Symbolik nichts, das sie durch Zeichen ausdrücken möge.<sup>47</sup>

Die Ästhetik sieht Bürger nicht als „eine Wissenschaft der Regeln der Vollkommenheit der sinnlichen Erkenntniß“, dies wäre eine „Ästhetik im weitläufigsten Verstande“,<sup>48</sup> sondern er möchte eine „Kunst-Theorie“ entwickeln.

Unsere Ästhetik beschäftigt sich mit der Sinnlichkeit nur in so fern, als sie mit Zuziehung auch des Verstandes einen Stoff liefert und zubereitet, der auf das Gefühlsvermögen wirkt, bei welchem dieses Vermögen nicht ruhig und gleichgültig bleibt. Und dieß Vermögen gehört unstreitig mit in das Gebieth der Sinnlichkeit. Die Gesetze des Gefühlsvermögens sind es vornämlich, womit sich unsere Ästhetik als Kunst-Theorie beschäftigt.<sup>49</sup>

Und da interessierten ihn ganz speziell die, wie er es nennt, „ästhetischen Gefühle“, d.h. der „Inbegriff derjenigen aus der menschlichen Natur geschöpften Gesetze, Regeln und Vorschriften, wonach gewisse Gegenstände der Natur und Kunst ästhetische Gefühle erwecken“.<sup>50</sup>

Wiederum in der Polemik gegen Baumgarten und seinen Schüler Georg Friedrich Meier, die die „Theorie der Künste aus dem Begriffe der Vollkommenheit“<sup>51</sup> entwickelten und die wissenschaftliche Beschäftigung mit dieser Fragestellung „Ästhetik“ nannten, meint Bürger unter Verweis auf seinen Gewährsmann Kant:

<sup>44</sup> Ebd.

<sup>45</sup> Ebd., S. 7

<sup>46</sup> Ebd., S. 9.

<sup>47</sup> Ebd., S. 18.

<sup>48</sup> Ebd., S. 20.

<sup>49</sup> Ebd., S. 21.

<sup>50</sup> Ebd.

<sup>51</sup> Ebd., S. 29.

Die kritische Beurtheilung des Schönen lasse sich nicht unter Vernunft-Principien bringen, und also auch die Regeln derselben nicht zum Range einer Wissenschaft erheben. Diese Regeln wären ihren Quellen nach bloß empirisch, und konnten also niemahls zu Gesetzen a priori dienen, wonach sich unser Geschmacksurtheil richten müßte, vielmehr machte unser Geschmacksurtheil eigentlich den Probestein der Richtigkeit der Regeln aus. Es sey daher rathsam, die Benennung der Ästhetik, als Kunst-Theorie, wieder eingehen zu lassen [...].<sup>52</sup>

„Indessen“, so urteilt Bürger salomonisch, „der Nahme ist einmahl vorhanden; es haben ihn angesehene Männer gebraucht und in Schutz genommen. Wenn man sonst nur den gehörigen Begriff von der Sache hat, so kann am Ende wohl so gar viel nicht auf den Nahmen ankommen.“<sup>53</sup>

Drei Begriffe spielen in Bürgers *Lehrbuch* eine wesentliche Rolle, ihnen widmet er einen beträchtlichen Teil seiner Reflexionen. Es sind dies die Begriffe „Nachahmung“, „Ideal“ und „Moral“. Auffallend ist, daß Bürger auf den Begriff „Popularität“, der bekanntermaßen in seinen poetologischen Vorstellungen eine große Rolle spielte, völlig verzichtet. Lediglich ganz allgemein vermerkt er hinsichtlich der Wirkung der schönen Künste:

Sie haben nicht zur Absicht, ein Vergnügen zu erregen, das nur für die Organe dieser oder jener Menschen reizend wäre, sondern welches für alle Menschen, deren Geschmacksvermögen nur einiger Maßen cultivirt ist, gelten soll. Denn darin besteht das Wesen der Schönheit, daß sie allgemein gültig ist, d. i. daß bei allen Menschen die Bedingungen vorhanden sind, unter welchen sie wahrgenommen werden kann. Wenn also durch Kunst dergleichen schöne Producte für den Geschmack geliefert werden, so wird sich das Wohlgefühl daran auch viel weiter erstrecken, als jeder sinnliche Genuß. Daher folgt, daß Dichter, Mahler, Bildhauer, wenn sie wahre Künstler in ihrem Fache gewesen sind, nicht für Eine Stadt, nicht für Ein Land und Zeitalter, sondern für alle Nationen und alle Zeiten gearbeitet haben.<sup>54</sup>

„Schönheit“, auf die die schönen Künste aus seien, entstehe aus der „Nachahmung der Natur“,<sup>55</sup> und das „Wohlgefallen“ an den Künsten ergebe sich aus der

Übereinstimmung der Kunst mit der Natur [...]. So wie die Natur an ihren schönen Formen uns Zweckmäßigkeit ohne Zweck zu erkennen gibt, wodurch das freie Spiel der Erkenntnißkräfte befördert wird, eben so muß auch die Kunst auf dieses Ziel hin arbeiten, um unsere Reflexion in freie Thätigkeit zu versetzen.<sup>56</sup>

Aus der Nachahmung entstehe Vergnügen beim Betrachter.

Denn es wird dadurch eine Gemüthsbeschäftigung in uns veranlaßt. Unsere Einbildungskraft nämlich wird zuvörderst gereizt, diejenigen empfundenen Eindrücke, und diejenigen aufbehaltenen Bilder von Gegenständen in der Natur, wovon wir jetzt das Nachgeahmte empfinden, zu erneuern. Hierbei werden zugleich Witz und Scharfsinn in Thätigkeit gesetzt, das Nachgeahmte mit den Urbildern zu vergleichen. Diese selbstthätige Beschäftigung muß allerdings auch an und für sich angenehm seyn.<sup>57</sup>

<sup>52</sup> Ebd., S. 30.

<sup>53</sup> Ebd., S. 30f.

<sup>54</sup> Ebd., Bd. 2, S. 8.

<sup>55</sup> Ebd., S. 10.

<sup>56</sup> Ebd., S. 11.

<sup>57</sup> Ebd., Bd. 1, S. 102.

Interessant nun ist, daß Bürger in seinem *Lehrbuch* das von ihm in den siebziger Jahren verfochtene aristotelische Mimesis-Postulat noch einmal hinterfragt. Das gegenüber Boie am 5. Januar 1778 geäußerte „als wär's die Sache selbst“<sup>58</sup> findet eine Modifikation dahingehend, daß Bürger nunmehr mit den Begriffen „Poesis“ und „Metapoiesis“ operiert.

Die Werke, die diese [die Poesis, H.-J. K.] liefert, stellen eine Sache nicht bloß vor, sondern sie sind die Sache selbst. Von dieser Art sind die Werke der Natur und auch alle diejenigen Werke der Kunst, die nicht Zeichen einer Sache, sondern die Sache selbst sind.<sup>59</sup>

Darüber hinaus aber gebe es Künste, die sich diesem mimetischen Prinzip widersetzen:

Eine gewisse Classe von ästhetischen Künsten erreicht also ihren Zweck, Gefühle und Gefühl erweckende Vorstellungen und Bilder zu erregen, nicht durch die Sache selbst, sondern durch eine mimische Bezeichnung. Der Zweck und die Ursache hiervon können wohl keine andern seyn, als die Gefühle, welche uns die ersten Sachen selbst gewährten, auf leichtem Wege wieder zu verschaffen, zu erneuern und uns dauerhafter eigen zu machen.<sup>60</sup>

Dies, so meint Bürger, verstünde Aristoteles unter „Nachahmung“. „Diese stellt die poetischen Werke der Natur und der Kunst metapoetisch, durch mehr oder minder ähnliche, mehr oder minder schickliche Zeichen dar. Ihre Darstellungen sind die Sache nicht selbst, sondern sie stellen die Sache nur vor.“<sup>61</sup> In Aristoteles' Mimesisbegriff sieht Bürger einen „zweifachen Bestimmungsgrund“,<sup>62</sup> einen, der das „Materiale“ und einen, der das „Formale“ betrifft. „Ihr Materiale sind die Gefühle selbst, oder die Vorstellungen und Bilder, welche die Gefühle erregen.“<sup>63</sup> Das „Formale“ hingegen beziehe sich auf „die Art und Weise, wie die Gefühle, oder die Vorstellungen und Bilder, welche Gefühle erregten, äußerlich dargestellt werden“.<sup>64</sup> Beides, so Bürger, sei auf den aristotelischen Mimesis-Begriff bezogen worden, „da man sie doch bloß auf das Formale der Darstellung hätte ziehen sollen“.<sup>65</sup> Hinzu komme noch, daß man Aristoteles die Forderung „der Nachahmung der Natur“<sup>66</sup> unterstellt, eine Forderung, die Aristoteles „nicht im Sinne gehabt hat“.<sup>67</sup> Wohl sei die Natur zu manchen Vollkommenheiten gelangt, aber manche Hervorbringungen seien auch unvollkommen, „falsch“, „zu schwach, oder zu stark“.<sup>68</sup>

<sup>58</sup> Vgl. Text und Anm. 16.

<sup>59</sup> Bürger, *Lehrbuch*, (wie Anm. 33), Bd. 1, S. 88.

<sup>60</sup> Ebd., S. 86.

<sup>61</sup> Ebd., S. 88.

<sup>62</sup> Ebd., S. 83.

<sup>63</sup> Ebd.

<sup>64</sup> Ebd.

<sup>65</sup> Ebd.

<sup>66</sup> Ebd.

<sup>67</sup> Ebd.

<sup>68</sup> Ebd.

Und da erfordert denn freilich die Pflicht der Kunst, aus einer gesammelten Menge von Beobachtungen, oder nach Grundsätzen, die aus diesen Beobachtungen gezogen sind, die Fehler der Natur zu verbessern, das Falsche zu berichtigen, das zu Starke auf den gehörigen Grad herab zu setzen, das zu Schwache bis zur gehörigen Kraft zu verstärken.<sup>69</sup>

„Allein“, so fragt Bürger, „thut die Nachahmung Alles ganz allein?“<sup>70</sup> Er verneint diese – ohnehin nur rhetorisch gestellte – Frage und verweist auf die Komplexität des Vorgangs. „Also müssen wir die Frage: Was vergnügt in dem Kunstwerke, wohl so beantworten: Theils der Gegenstand, das wirkliche oder idealische Urbild, Theils die Ähnlichkeit in der Nachahmung, Theils Vollkommenheit in der Kunst.“<sup>71</sup> Die Natur verfolge mit ihren Hervorbringungen mehrere Zwecke, die Kunst hingegen arbeite nur auf einen, „nämlich auf Gefühle von einer bestimmten Art hin, und kommt der Schwachheit endlicher Geister durch eine sinnliche anschauliche Darstellung zu Hülfe“.<sup>72</sup>

Schließlich fordert Bürger von der Kunst:

Die Kunst kann und darf also nicht nur, sondern sie muß auch mit den Naturgegenständen mancherlei Veränderungen vornehmen, so wie es so wohl der höchste Zweck der Kunst, nämlich das Vergnügen, als auch der besondere untergeordnete Zweck jedes einzelnen Kunstwerkes erfordert. Diese Veränderung geschieht entweder durch Weglassen, oder Hinzuthun. Durch Weglassen, indem sie das Schwache, Unvollkommene, Widrige und Ekelhafte absondert, verdunkelt, unterdrückt, das allzu Starke schwächt, Auswüchse, und sogar Schönheiten, die nicht zum Zweck gehören, hinweg schneidet.– Durch Hinzuthun, indem sie das Schwache verstärkt, das Angenehme vermehrt, oder durch Contrast erhöht, Lücken ausfüllt, und kleine Disharmonien durch etwas Besseres ersetzt. Man nennt dieß, die Natur verbessern, veredeln und verschönern.<sup>73</sup>

Mit der Einführung des Begriffs ‚Metapoiesis‘ und der Dichotomisierung des Mimesis-Begriffs werden erste Ansätze einer Überwindung der aristotelischen Mimesistheorie deutlich, Ansätze, die im zweiten Teil des *Lehrbuchs* weiter ausgeführt werden, wenn Bürger hinsichtlich der Einbildungskraft des Künstlers bemerkt:

Was nun aber die ästhetischen Ideen, die ihren Sitz in der Einbildungskraft haben, betrifft, so ist die Einbildungskraft, als productives Vermögen, überaus mächtig in Schaffung gleichsam einer andern Natur, aus dem Stoffe, den ihr die wirkliche Natur liefert.<sup>74</sup>

Dies nun verweist auf die Genie-Ästhetik des Sturm und Drang, die, u.a. in Anlehnung an Shaftesbury, den Dichter als zweiten Schöpfer sah: „Such a *Poet* is indeed a second *Maker*: a just *Prometheus*, under *Jove*.“<sup>75</sup>

<sup>69</sup> Ebd.

<sup>70</sup> Ebd., S. 103.

<sup>71</sup> Ebd.

<sup>72</sup> Ebd., S. 105.

<sup>73</sup> Ebd.

<sup>74</sup> Ebd., Bd. 2, S. 24.

<sup>75</sup> Shaftesbury, Anthony Ashley Cooper, *Soliloquy: or advice to an author*, in: *Characteristics of Men, Manners, Opinions, Times*. Vol. 1. o.O. 1711, S. 207.

Noch 1799 schreibt Goethe in dem Aufsatz *Diderot's Versuch über die Malerei*:

Die Natur scheint um ihrer selbst willen zu wirken, der Künstler wirkt als Mensch, um des Menschen willen. Aus dem, was uns die Natur darbietet, lesen wir uns im Leben das Wünschenswerthe, das Genießbare nur kümmerlich aus; was der Künstler dem Menschen entgegenbringt, soll alles den Sinnen faßlich und angenehm, alles aufreizend und anlockend, alles genießbar und befriedigend, alles für den Geist nährend, bildend und erhebend sein: und so gibt der Künstler, dankbar gegen die Natur, die auch ihn hervorbrachte, ihr eine zweite Natur, aber eine gefühlte, eine gedachte, eine menschlich vollendete zurück.<sup>76</sup>

Wohl behält Bürger den Begriff der Nachahmung bei, aber er modifiziert ihn dahingehend, daß er drei Stufen der Vollkommenheit im Prozeß der Nachahmung unterscheidet. Als geringste Stufe erscheint ihm jenes künstlerische Herangehen an die Natur, das in Form der Kopie geschieht, d.h. die Form, in der der Künstler „mehr in treuer Nachahmung und in mechanischer Geschicklichkeit“ brilliert denn „dichterisches Genie und Geschmack“<sup>77</sup> beweist.

In der zweiten Stufe ist er in der Lage, „die Naturgegenstände durch Weglassen und Hinzuthun [zu] verschönern, so weit es sein Zweck und die daraus fließenden Gesetze erfordern“.<sup>78</sup>

Die höchste Form der Nachahmung schließlich nennt Bürger „Ideal“. Das „Urbild“ des Ideals finde der Künstler nicht in der Natur, sondern es entstehe aus „vielfältiger Beobachtung und Vergleichung mehrerer Gegenstände derselben Gattung“, die „mittelst der Dichtungskraft“ zu einem Ganzen verwoben würden, das die einzelnen Teile „an Schönheit und Vollkommenheit übertrifft“.<sup>79</sup> Dabei beziehe sich der Begriff des Ideals nicht nur

auf körperliche und moralische Schönheit, sondern auch auf allgemeine Vorstellungen oder Bilder der Poesie, wo nämlich der Dichter das Allgemeine und Wahrscheinliche, nicht das Individuelle und bloß Mögliche in Charakteren und Leidenschaften schildert, und eben dadurch die Weltweisheit nachahmt. Man kann daher das Ideal eintheilen in Ideal der Schönheit im engern Sinne, und in idealische Vorstellung. Man kann ferner jedes aus mehreren Theilen zusammengesetzte Werk der Kunst, das den höchsten Grad der Vollkommenheit seiner Art hat, ein ästhetisches Ideal nennen; und der vollkommene Künstler muß überhaupt immer idealisieren, d.i. er muß die vorgesezte Wirkung durch Weglassen und Hinzuthun auf das vollkommenste zu erreichen suchen.<sup>80</sup>

Mit seiner Theorie des „Ideals“ steht Bürger durchaus auf der Seite Schillers, was in dem Abschnitt „Poetik“ nachhaltig unterstrichen wird. Die Dichtkunst figurirt hier – wie auch andernorts – als „Königinn der schönen ästhetischen Künste“.<sup>81</sup>

<sup>76</sup> Goethe, Johann Wolfgang, *Diderot's Versuch über die Malerey*, in: *Goethes Werke* (Weimarer Ausgabe). I. Abtheilung, Bd. 45. Weimar 1900, S. 260f.

<sup>77</sup> Bürger, *Lehrbuch*, (wie Anm. 33), S. 106.

<sup>78</sup> Ebd.

<sup>79</sup> Ebd.

<sup>80</sup> Ebd., S. 106f.

<sup>81</sup> Ebd., Bd. 2, S. 55.

Denn sie verdankt ihren Ursprung fast gänzlich dem Genie, und will am wenigsten durch Vorschrift, oder durch Beispiel geleitet seyn. Sie erweitert das Gemüth dadurch, daß sie die Einbildungskraft in Freiheit setzt, und innerhalb der Schranken eines gegebenen Begriffes, unter der unbegrenzten Mannigfaltigkeit möglicher damit zusammenstimmender Formen, diejenige darbiethet, welche die Darstellung desselben mit einer Gedankenfülle verknüpft, welcher kein Sprachausdruck völlig adäquat ist, und sich also ästhetisch zu Ideen erhebt. Sie stärkt das Gemüth, indem sie es sein freies, selbstthätiges, und von der Naturbestimmung unabhängiges Vermögen fühlen läßt, die Natur, als Erscheinung, nach Ansichten zu betrachten und zu beurtheilen, die sie nicht von selbst, weder für den Sinn, noch den Verstand, in der Erfahrung darbiethet, und sie also zum Behufe und gleichsam zum Schema des Übersinnlichen zu gebrauchen. Sie spielt mit dem Scheine, den sie nach Belieben bewirkt, ohne jedoch dadurch zu betriegen. Denn sie erklärt ihre Beschäftigung selbst für ein bloßes Spiel, welches gleichwohl vom Verstande und zu dessen Geschäfte zweckmäßig gebraucht werden kann.<sup>82</sup>

Doch nicht nur hier ist die Nähe zu Schiller spürbar, sondern auch in den Passagen zur Moral. Bürger führt da aus, „daß die Nachahmung der Natur nur ein untergeordneter Grundsatz der ästhetischen Künste seyn könne“.<sup>83</sup> Als Hauptzweck der ästhetischen Künste gelte es, „das moralisch Gute zu den vorzüglichsten Mitteln des Wohlgefallens“<sup>84</sup> in der Kunst sinnfällig zu machen. Doch bestehe die Gefahr, daß bei einer Überstrapazierung der Tugend „die Producte der Kunst ihre ästhetische Kraft verlieren“<sup>85</sup> können. Deshalb erreiche der Künstler die „Zwecke der Moral“ am ehesten, „wenn er bei der Ausarbeitung nach der höchsten Vollendung und Wirkung seiner Kunst strebt“.<sup>86</sup> Schließlich stellt Bürger fest: „Dasjenige Vergnügen ist unstreitig das edelste und vollkommenste, welches zugleich Cultur des Geistes zu Ideen, und Cultur des Herzens zu pflichtmäßigen Gesinnungen ist.“<sup>87</sup>

Damit sind wir beim Ausgangspunkt unserer Betrachtungen angelangt – bei Schillers Forderungen an die lyrische Dichtkunst des endenden 18. Jahrhunderts. Bürger hat diese durchaus verstanden und sie in seinen ästhetischen Vorlesungen nachhaltig vertreten. Sie poetisch umzusetzen, dazu fehlte ihm die Kraft, vielleicht auch das Genie. Da vertraute er denn doch eher auf die „Silbenstecherei“, weniger auf die philosophische Gedankentiefe, wenn er in der *Rechenschaft über die Veränderungen in der ‚Nachfeier der Venus‘*, die er am Ende seines Lebens verfaßte, trotz feststellt: „Ohne diese Silbenstecherei darf kein ästhetisches Werk auf Leben und Unsterblichkeit rechnen.“<sup>88</sup>

<sup>82</sup> Ebd., S. 55f.

<sup>83</sup> Ebd., Bd. 1, S. 107.

<sup>84</sup> Ebd.

<sup>85</sup> Ebd., S. 108.

<sup>86</sup> Ebd.

<sup>87</sup> Ebd., S. 111.

<sup>88</sup> Bürger, Gottfried August, *Rechenschaft über die Veränderungen in der ‚Nachfeier der Venus‘*, in: ders., *Sämtliche Werke*, hg. v. Günter u. Hiltrud Häntzschel. München/Wien 1987, S. 881.